

Im Herbst 1963, zwei Jahre nach dem Mauerbau, siedelte ich über von Bonn nach Berlin. Vorausgegangen war ein Auftritt bei der Gruppe 47, wo ich neunzehnjährig eine Erzählung vorlas über eine archäologische Ausgrabung, die nichts zutage fördert und buchstäblich im Sande verläuft. Walter Jens raufte sich die Haare, Marcel Reich-Ranicki schüttelte den Kopf, und der kurz zuvor von Leipzig nach Tübingen übergesiedelte Ernst Bloch beförderte mich auf die Müllhalde der Geschichte als Paradebeispiel spätbürgerlicher Dekadenz. Bloch hatte recht, denn mein Text drückte die Weigerung aus, irgendjemand für irgendwas zu interessieren. Gerade das aber gefiel Günter Grass und Hans Magnus Enzensberger, auch Walter Höllerer verteidigte meinen Text und lud mich ein ins Literarische Colloquium nach Berlin, damals noch nicht am Wannensee, sondern in einer Gründerzeitvilla in Charlottenburg untergebracht. Ich hatte keine Ahnung, was mich im Colloquium erwartete, wo prominente Autoren wie Grass, Uwe Johnson und Peter Weiss Debütanten wie mich oder Nicolas Born und Hubert Fichte Prosaschreiben lehrten.

Ist kreatives Schreiben erlernbar? Die Antwort ist Nein, aber was wir im Literarischen Colloquium in Rede und Gegenrede einübten, war, sprachliche Fehler, Mängel und Klischees zu vermeiden durch Kritik und Selbstkritik. Walter Hasenclever, der als Go-Between fungierte zwischen der Ford-Stiftung und Walter Höllerer, dem Spiritus Rector des Colloquiums, beklagt im Vorwort zu dem von ihm edierten Band „Prosaschreiben“, dass keiner der Teilnehmer es schaffte, das Tonbandgerät zu bedienen, das die Lesungen und Gespräche aufnahm. Darüber mokierte sich zu Recht der damals noch junge Yaak Karsunke im Münchner Magazin „Kürbiskern“ – oder war es die Zeitschrift „konkret“, die die Ford-Stiftung und Höllerer als der CIA hörig diffamierte, wie es die „Neue Weltbühne“ aus Ostberlin vorexerziert hatte? Drei deutsche Filialen derselben Firma, deren Zentrale in Moskau lag. Richtig daran ist, dass der Stifter und Namensgeber Henry Ford mit Nazideutschland sympathisierte, doch Höllerer und Shepard Stone, der Chef der Ford-Foundation, hatten anderes im Sinn. (Nur in Klammern sei angemerkt, dass Karsunke aus Protest gegen Sowjetpanzer in Prag den von ihm begründeten „Kürbiskern“ 1968 verließ.)

Dass östlich des Eisernen Vorhangs der Kreml, diesseits die USA die Agenda des Kalten Krieges bestimmen, ist bekannt. Doch selten wurde Geld aus Reptilienfonds besseren Zwecken zugeführt als im von Höllerer gestarteten Versuch, Westberlin zum Schaufenster kultureller Freiheit zu machen: Nicht bloß das legendäre Living Theater, auch Avantgarde-Poeten wie Friederike Mayröcker, Ernst Jandl, Robert Creeley und Andrej Wosnesenski folgten Lockrufen in die geteilte Stadt, während ich andere Wege ging.

Paul Engle, der amerikanische Dichter und langjährige Leiter des dortigen Writer's Workshop, lud mich nach Iowa ein, und nach unruhiger Schiffsüberfahrt landete ich in New York. Es war die Zeit des Vietnamkrieges, ich besuchte Jazzclubs und Orte der in Greenwich Village blühenden Gegenkultur, und Engle war „not amused“, als ich ihm von „Macbird“ erzählte, einer auf Präsident Johnson gemünzten Macbeth-Travestie. Paul Engle, aber das begriff ich erst später, war von Haus aus eher konservativ; er hatte in Oxford studiert, Nazideutschland bereist, und die Proteste gegen den Vietnamkrieg, denen ich mich anschloss, beunruhigten ihn. Trotzdem, und das rechne ich ihm hoch an, setzte er einen aus Omaha angereisten FBI-Mann, der meine Exmatrikulation und die Ausweisung nach Westberlin verlangte, vor die Tür mit dem Argument, über die Teilnahme am Writer's Workshop entscheide ganz allein er, nicht das FBI oder die CIA. Ein Beispiel für Zivilcourage, wie sie in Deutschland eher die Ausnahme war: Stichwort Berufsverbot. Doch das ist nur die halbe Wahr-



Im Fokus des Ost-West-Gegensatzes: Das Literarische Colloquium tagte 1966 in der Westberliner Akademie der Künste zum Thema polnische Literatur: Sein Leiter Walter Höllerer (links) begrüßte dabei als Gäste Tadeusz Rozewicz, Karl Dedecius und Zbigniew Herbert.

Foto Ullstein

Literatur unter Einfluss

Episoden eines Lebens zwischen den Extremen in Westberlin und anderswo
Von Hans Christoph Buch

heit: Eric Bennett, der selbst in Iowa kreatives Schreiben unterrichtet hat, nennt Engle einen „Do-it-yourself Cold Warrior“, dessen International Writing Program, dem auch ich angehörte, nicht nur vom Großkonzern John Deere gesponsert wurde, sondern auch von der Farfield Foundation, einer Tarnorganisation der CIA. Schwarze Kassen auch hier, obwohl oder weil Engle bevorzugt linksstehende, nonkonformistische Autoren einlud, was man auch Höllerer vorgeworfen hat. Doch Eric Bennett schießt weit übers Ziel hinaus, wenn er insinuiert, in Iowa wäre eine unpolitische, CIA-affine Ästhetik und Poetik vermittelt worden, zu der auch der lateinamerikanische Magische Realismus zählt. Dieser verqueren Logik zufolge wäre der Castro-

Anhänger und Kuba-Freund Gabriel García Márquez ein Produkt des Geheimdienstes CIA!

4 You are leaving the American sector – vous sortez du secteur américain – vy vyezaete iz amerikanskogo sektora. Westberlin lag intra muros und war nur auf Transitstreifen erreichbar, wo Kofferräume gefilzt und Autos auseinandergenommen wurden: Der von Ost- nach Westberlin ausgebürgerte Klaus Schlesinger musste sich an der Grenze nackt ausziehen, hielt aber die DDR trotzdem für das bessere Deutschland – das verstehe, wer will! Die Mauerstadt war ein Spionageort, und ich staunte nicht schlecht, als der Kulturattaché des russischen Generalkonsulats vor meiner Haustür stand. Er hieß

Nikotin oder so, hinterließ weder eine Visitenkarte noch sonst etwas Schriftliches und teilte mir mit, der Moskauer Autorenverband habe mich ausersehen zum Besuch der UdSSR. Es ging um die Ostverträge, vom Bundeskanzler Willy Brandt damals mit der Vertrauensfrage verknüpft, und schon bei der Landung in Scheremetjewo hielt man uns Mikrofone vor die Nase, um uns Ja sagen zu hören zu Frieden und Entspannung.

Im Haus des Schriftstellerverbands, einer Stadtvilla, die einst Tolstoi beherbergt hatte, wurden uns Pralinen und Bonbons, Kaffee und Cognac kredenzt, und das war nur das Vorspiel: Zwei Wochen lang, in denen Museen und Paläste, Büros und Basare, Kirchen und Klöster, das Kaufhaus GUM und das Lenin-Mausoleum an uns

vorbeiglichen, wurden wir, Sarah Haffner und ich, von morgens bis abends zwangskoholisiert mit Wodka, zu dem sich Kaviar und andere Genüsse gesellten. Der einzige Lichtblick kam, als die Berliner Malerin Haffner die Frage aufwarf, warum in der Zeitschrift des Komsomol nur die alten Meister die jungen Talente kritisierten und nicht umgekehrt? „Sie stellen gute Fragen“, sagte der zuständige Redakteur, der ihr die Antwort schuldig blieb, und hob sein Glas, um auf die Frage zu trinken: „Na zdorowje!“

Tiefpunkt aber war der unangemeldete Besuch von Wladimir Steženski, im sowjetischen Schriftstellerverband zuständig für Westberlin, für den der 1969 gegründete Verband deutscher Schriftsteller eine Sondersitzung anberaumte – angeblich arbeitete Steženski an einer Geschichte der Literatur von Westberlin, das aus Moskauer Sicht kein Teil der BRD, sondern eine selbständige Einheit war, sozusagen der dritte deutsche Staat. Der KGB hatte ihn entsandt, um Berliner Autoren, unter ihnen Enzensberger, klarzumachen, warum Aleksandr Solschenizyn aus der UdSSR ausgewiesen und als Gast von Heinrich Böll nach Münster eifel gekommen war. Nicht aus politischen, sondern aus literarischen Gründen: Er benutze zu viele Fremdwörter und sei deshalb bei russischen Lesern nicht beliebt. Eine Schmierkomödie!

Dabei fiel mir ein, was Lew Kopelew mir über seinen früheren Schüler Steženski anvertraut hatte: 1954, als er in Moskau den Lenin-Friedenspreis erhielt, habe Brecht an Boris Pasternak geschrieben, den er zu treffen wünschte. Steženski habe den Brief unterschlagen mit der verlogenen Begründung, Pasternak sei erkrankt und könne Brecht nicht empfangen. Während Kopelew und Solschenizyn Lager und Verbannung durchlitten, machte Wladimir Steženski Karriere im KGB.

Hans Christoph Buch lebt als Schriftsteller in Berlin. Sein Roman „Der Flug um die Lampe“ erschien kürzlich bei FVA.

Fortsetzung von der vorherigen Seite

Ich träumte erst ...

der Toten auf den Grabsteinen abgeschlagen. Die Toten bekommen erst am Tag der Auferstehung wieder ein Gesicht. Es ist nicht zulässig, die Verwesung in der Erde zu beschönigen. Sie ist über die Schändung der Gräber empört, ich sehe ihre Zähne kurz aufblitzen, als sie missbilligend mit der Zunge schnalzt. Was wissen wir schon über die Toten? Was nützen ihnen ihre Namen und ihre Bilder auf den Grabsteinen? Ihr Mann tritt hinaus und beginnt zusammen mit seiner Frau zu fauchen. Tatsächlich fliegen die Schwalben auf der Stromleitung davon. Ich eile ins Haus.

Ich habe Pflaumenkerne in das Wasser gelegt, in dem ich Düngekugeln aufgelöst hatte. Die Kerne sollen keimen. Im Nachbargarten schaltet sich die automatische Tropfbewässerung ein. Ich sehe, wie das Wasser über die Auslässe an den Schläuchen herustritt und die trockene Erde durchfeuchtet. Der Mann und die Frau schalten die Lichter aus. Sie atmen nachts ohne Licht. Er war bei den jungen Frauen nicht wohlgefallen. Doch dann verliebte sie sich in seine schattig blonden Haare. Die Frauen der Siedlung, mit denen ich gesprochen habe, sind sich sicher, dass sie ihre Wangen aufpolstern und ihre Oberlippe aufspritzen ließ. Ihre glänzenden Knie. Sogar die Bäuerinnen, die auf dem Monatsmarkt Zwiebeln,

Petersiliensträuße und kleine und große Knollen verkaufen. Sogar sie rühmen ihre Knie. Ich bin ohne Arg. Ich fürchte mich vor dem Rauch über den zersprungenen Dächern. Ich höre nicht auf die Gerüche der Flaumacher. Es sind von dem Mann der Frau keine Bettgeschichten überliefert. Ich hielt mir die Ohren zu, wenn man mich davon zu überzeugen versuchte, dass er im besonderen Maße zur Zeugung leistungsfähig sei. Das ist mir eine Widerwärtigkeit.

Ich stelle mich an den Sichtschutzzaun, ich erstarrte, ich atme ohne Licht: Sie spricht leise zu ihrem Mann, der sie zu beschwichtigen versucht. Worüber reden sie? Über die Toten. Sie sind ein Teil der Geschichte der Welt, ihr Fortbestand ist unzweifelhaft. Sie lacht. Bestimmt entblößt sie dabei ihre Zähne. Er seufzt. Sie sagt: „Da liegt dir etwas auf der Brust.“ Sie füllt die leeren Gläser. Ihre Zähne. Heiland. Heiland spricht: „Ich aber sage euch: Wer ein Weib ansieht, ihrer zu begehren, der hat schon mit ihr die Ehe gebrochen in seinem Herzen.“ Ihre Zähne sind schön, ihre Knie sind schön, ich bin kein verkommener Kerl, der sie schlecht machte, wenn mein rechtes Auge mir Anstoß gäbe, risse ich es aus und würde es vor die Hunde, wenn meine rechte Hand mir Anstoß gäbe, so haute ich sie ab und würde es vor die Hunde, in meine Seele und in meinen Lenden ist kein Feuer, mein Herz gleicht nicht einer gärenden Frucht, ich habe mir sogar die Träume verboten, mir träumte aber erst vorletzter Nacht, ein tränennasses Gesicht stiege aus meiner Brust, und mein Bauch war eine einzige Blutpfütze, aus der Schwalben tranken, ich atme ohne Licht, Heiland, Heiland, ich will mich nicht besänftigen lassen, du bist der Zeuge meiner Taten, nicht ein einziges Mal, nicht ein einziges Mal habe ich ihre Knie bestaunt, nicht offen und nicht heimlich, und wenn Gottes Genossen mahnten: Gehe nicht dorthin, das ist der Bezirk der Heiden, dann bin ich nicht in die Bar, nicht in das Geschäft gegangen, in dem Bücher mit aufreizendem Inhalt verkauft werden, ich bin nicht rein, ich bin nur reiner als im letzten Jahr, in dem ich laut das Gotteslob auf sagte und in die Siedlung zog, ich habe die Hand, ich habe ihre Hand nicht unanständig lange gehalten, am Tage meines

Einzugs in mein Haus, ich berührte sie nur kurz und ließ los, dem Sünder wird die Tür zur Hölle auch in dieser Welt aufgestoßen, grau geworden ist meine Lust, nicht ein einziger Gottesgenosse kann über mich behaupten, dass ich in meinem Vorleben als ruchloser Mann gehandelt hätte, ihr Mann führte ein Leben in Schande, das ist überliefert, er scherte sich wenig um das Gesetz, doch dann wurde er gesehen, Gottes Genossen sahen ihn, und kaum lebte er einige Zeit in der Siedlung, sah ihn auch die Frau, ich konnte mich mit Mühe beherrschen, fast hätte ich laut ausgerufen, dass er kein Achtung gebietender Mensch sei. Ich bin kein verkommener Kerl.

Ich trete ins Haus. Ich stelle mich ans Fenster: Ich sehe den Auszug der Bäuerinnen mit der Sichel in der Hand, die zerfrannten Säume ihrer Kittelkleider flattern bei jedem forschen Schritt. Sie haben in den Gärten der Pensionis-

ten Gras geschnitten und Unkraut gejätet, jetzt kehren sie ins Dorf zurück. Die jungen Bräute schwingen zum Spaß die Handsichel durch die Luft, sie lachen. Obwohl sie den ganzen Tag gearbeitet haben. Ich würde mich gern ihnen anschließen, ich würde mit ihnen durch die Gasen der Siedlung ziehen, ich würde mich freuen beim Anblick der Lichter in den Häusern, weil ich wüsste, dass die Menschen, die in diesen Häusern leben, sitzend verderben, ich würde an meinem Haus vorbeilaufen und mich freuen über das dunkle leere Haus.

Ich muss aufpassen, das ist keine einsame Gegend, man darf mich nicht dabei ertappen, dass ich fremde Frauen betrachte. Ich darf nur in Anbetung des Allmächtigen erstarren. Der Heiland aber ist gewaltig, er kommt wie ein Schrecken über uns. Ich muss so verfahren, wie es Gottes Genossen lehren. Ich höre ihre aufstoßende Kat-

ze, sie streunt im Dämmer durch die Gärten, Der Tierarzt hat erklärt, dass sie beim Fressen übermäßig viel Luft verschluckt. Die Katze ist der Frau nicht peinlich. Warum muss das Tier auf meiner Türschwelle sitzend mich anstieren und rülpfen? Ich habe nur ein einziges Mal versucht, sie durch Fauchen zu vertreiben. Die Frau hat mich gebeten, ihre Katze nicht zu quälen. Vielleicht beobachtet sie mich jetzt heimlich. Also zwingt sie mich zu einem guten Benehmen. Ich unternehme nichts. Ich werfe nicht nach der Katze, ich ertrage ihr abartiges Verhalten. Hat sie eine Seele? Kann sie sündigen? Weshalb wurde sie erschaffen? Erlischt sie mit dem Tod?

Ich stopfe mir schnell grob zerrupfte Petersilie in den Mund, die Katze starrt mich an, ich starre sie an, ich kauer, sie rülpst, ich kauer, sie rülpst, wir sind in diesen Augenblicken des milden Hasses sanft und gültig, die dunklen Stellen unserer Seele hellen auf. Da höre ich den Mann rufen, er steht am Zaun, ich trete näher, er sagt: „Nimm dich in acht. Ich weiß, was du vorhast.“ Er beschuldigt mich, ihre Katze ins Haus locken und töten zu wollen. Ich beteuere meine Unschuld. Ich gebe zu, dass es eine lange Zeit gedauert hat, bis ich mich an die geräuschvoll aufstoßende Katze gewöhnt habe. Sie schleicht leise herbei, sie zernagt Halm und Blüte, sie hinterlässt oft ihren Kot. Trotzdem habe ich nicht Dornenschnitt auf meine Beete gestreut. Darin möchte er doch meine guten Absichten erkennen.

Die Katze schleicht rülpfend davon. Der Mann wendet sich wortlos ab. Seine Frau. Ich ertrage es ihr zuliebe. Ich habe mich nicht ergeben. Ich ergebe mich nicht. Ich erkenne das Dunkel und verdecke mein Gesicht, dass ich mich nicht verunreinige, denn der Heiland wird in mein leeres Haus kommen, und er wird tun, was dem Herrn wohlgefällt.

Feridun Zaimoglu ist Schriftsteller. Im Februar 2025 wird sein Roman „Sohn ohne Vater“ bei Klempner & Witsch erscheinen. Dieser Artikel entstand als letzter Beitrag zur gemeinsamen von der Evangelischen Akademie Frankfurt am Main und der Katholischen Akademie Rabanus Maurus veranstalteten Reihe „Zehn Gebote in zehn Geschichten“.



Feridun Zaimoglu, geboren 1964, hier aufgenommen 2019, lebt in Kiel. Foto Helmut Fricke